

Zeitschrift: Intercura : eine Publikation des Geriatriischen Dienstes, des Stadtärztlichen Dienstes und der Psychiatrisch-Psychologischen Poliklinik der Stadt Zürich

Herausgeber: Geriatriischer Dienst, Stadtärztlicher Dienst und Psychiatrisch-Psychologische Poliklinik der Stadt Zürich

Band: - (1989-1990)

Heft: 27

Artikel: Die letzten Tage meiner Mutter

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-790199>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

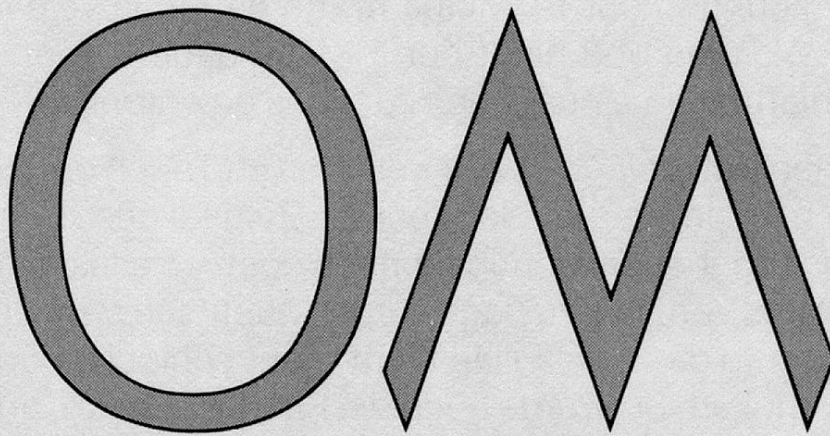
motiviert sind, ihre Angehörigen zu betreuen, überfordert und deshalb zu einer Krankenhaus-Einweisung gezwungen. In solchen speziellen Fällen mag eine Entlastung nach Hause sich nicht nur für die terminalen Tage, sondern vielleicht für die terminalen Monate anbieten. In der Regel, wird das jedoch aus verschiedenen Gründen meist nicht möglich sein und wir bemühen uns, in solchen Situationen den Angehörigen eine möglichst umfassende zeitliche Präsenz bei ihrem sterbenden Angehörigen im Heim zu ermöglichen. Wir bemühen uns, Angehörigen, die ihren terminal Kranken auch in der Nacht nicht allein lassen wollen, ein «rooming-in» zu ermöglichen durch Bereitstellen einer improvisierten Schlafmöglichkeit in der Nacht.

Die letzten Tage meiner Mutter

(Die Autorin möchte anonym bleiben)

Im Juni 1988 musste sie ins Krankenhaus übersiedeln, weil ihr Gesundheitszustand sehr viel Pflege beanspruchte (vor allem in der Nacht).

Vorab muss ich Ihnen aber einen kurzen Einblick in unsere gemeinsame Vergangenheit geben. Schon seit 20 Jahren lebte meine Mutter allein im gleichen Haus wie unser Geschäft. Das war sehr bequem für uns, denn auf dem gleichen Boden war unser Büro, und wir waren oft am Abend noch dort, also ganz in ihrer Nähe. Jeden Morgen kam sie zu uns und verliess uns erst wieder zum Schlafen. Sie lebte praktisch nur für unsere Familie. Alles was wir unternahmen (Besuche, Ferien etc.) durfte sie miterleben. Dafür hatte ich an ihr eine grosse Hilfe. Unsere Kinder wuchsen sozusagen unter ihrer Obhut auf. Ausserdem besorgte sie lange Zeit unsere Küche. So konnte ich vermehrt meinem Mann im Geschäft helfen. Es war für uns deshalb eine Selbstverständlichkeit, dass unser Mueti bis ins hohe Alter bei uns blieb. Als es dann nicht mehr anders ging, meinten wir, wieder eine ideale Lösung gefunden zu haben. Mueti sollte (im Einverständnis mit dem Stadtärztlichen Dienst) des Nachts und am Morgen, anstatt allein zu Hause, im Krankenhaus leben. Aber am Nachmittag wollte ich sie, wie früher, zu uns nach Hause holen. So konnte sie alles in der gewohnten Umgebung miterleben. Und am Abend kehrte ich immer erst dann heim, wenn Mueti schon im Bett lag. So war es in den letzten Jahren auch üblich gewesen. Auf diese Weise war die Umstellung für Mueti erträglich und es gefiel ihr ganz gut im Krankenhaus, besonders auch wegen der liebevollen Pflege des Krankenpersonals. Nur wenn wir in die Ferien gingen, war das Heimweg gross.



Laboratorien OM Genf

mehr als 50 Jahre
im Dienste der Medizin

So war es auch in der ersten April-Woche dieses Jahres, und als ich am 8. April heimkehrte, war Mueti schwer erkrankt. Als der Arzt mich dann ein paar Tage später mit dem Gedanken ans Sterben vertraut machte, konnte ich das noch nicht ganz annehmen, handelte es sich doch um meine Mutter. So bat ich den Arzt, es noch einmal mit Antibiotika zu versuchen, und dieser respektierte meinen Wunsch. Zugleich riet mir meine Familie, Mueti doch einige Zeit zu uns in die Ferien zu nehmen, in der Hoffnung, sie erhole sich wieder, was ja dann leider nicht mehr zutraf. Der Arzt unterstützte diesen Entschluss und half uns, wo es nur möglich war. So erhielt ich vom Krankenhaus sämtliche Bettunterlagen, Windeln, Nachthemden, ja sogar das pürierte Essen und die Medikamente zur Verfügung. Dank dieser notwendigen Hilfsmittel konnte ich mein Mueti (mit Hilfe meiner Angehörigen) ruhig pflegen. Ich konnte dadurch sehr viel mehr Zeit mit ihr verbringen, und es ist sicher, dass sich Mueti bei uns zu Hause geborgen und wohl fühlte, trotz ihrer Schmerzen. Etwas ganz Wichtiges war für mich auch die Gewissheit, dass ich meine Patientin jederzeit wieder ins Krankenhaus zurückbringen durfte. Meine Kräfte hätten ja versagen können. Oder es hätte Wochen und nicht nur 11 Tage dauern können und dann wäre mein Schlafmanko eines Tages zu gross geworden.

Die telefonischen Ratschläge des Heimarztes und auch die Hilfe der Oberpfleger trugen mich immer wieder über die Zweifel des «Rechtmachens» hinweg. Es war ungeheuer wichtig für mich dass ich alles, auch das Kleinste, fragen durfte. Von Tag zu Tag wurde Mueti schwächer, ass vorerst nichts mehr, konnte dann die Pillen nicht mehr schlucken und zuletzt sogar nicht mehr trinken. So wurde auch die Pflege für mich, anstatt schwerer, immer leichter, und ich konnte Mueti vermehrt seelische Linderung spenden. Für die letzten zwei Tage erhielt ich dann vom Hausarzt noch Morphium-Ampullen, die ich selber spritzen durfte.

Ebenfalls eine Hilfe zu Hause war mir in den letzten Tagen die Gemeindegemeinschaft. Sie half mir, ein Klistier zu geben und zeigte mir, wie man die Spritzen handhabte.

Nicht zu vergessen sind ausserdem die mitfühlenden Anfragen und Besuche des Pflegepersonals. Das alles stellte mich immer wieder auf.

Es wäre zu hoffen, dass sich noch viele Angehörige zu dem Entschluss durchringen könnten, ihre Verwandten zu Hause sterben zu lassen, und dass sie dann auch die volle Hilfe des Krankenhauses zugesichert erhielten.